

Beiträge zur schweizerdeutschen Grammatik

Autor(en): **Stucki, Karl**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **18 (1914)**

PDF erstellt am: **24.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-572215>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

glänzendsten Kapitel in der zürcherischen Theatergeschichte bilden. Als weiteres bemerkenswertes Ereignis ist die Aufführung von Verdis „Falstaff“ zu nennen, den man zu des Meisters hundertstem Geburtstag einstudiert hatte. Der gute Erfolg war nicht zum wenigsten der trefflichen Wiedergabe der Titelrolle (Hr. Janesch) zuzuschreiben. Eine Neubelebung des alten Singspiels, wie es im achtzehnten Jahrhundert besonders durch Johann Adam Hiller Bedeutung erhielt, strebt der Schweizer Komponist Erich Fischer in seinem Werk „Das heilige Räpplein“ an. Das harmlose Spiel wurde mit freundlichem Beifall aufgenommen, konnte sich aber nicht lange auf dem Spielplan halten. Ein Gastspiel der Elisabeth Duncan-Schule brachte Glücks „Echo und Narziß“, wobei die Duncansschule oben auf der Bühne tanzte und die Sänger unten im Orchester ihren Part sangen, was einen höchst merkwürdigen Eindruck gemacht haben soll. Der übrige Opernspielplan bewegte sich im Herkömmlichen. Eine stattliche Zahl neuer Opern warb mit mehr oder weniger Glück um die Gunst des Publikums; musikalischer Wert soll nach fachmännischem Urteil nur der zuletzt gegebenen, „Polenblut“, von Nedbal, zukommen.

Ueber Schauspielerische und gesangliche Leistungen eingehend zu berichten, ist hier nicht der Ort; es genüge deshalb, über zwei bedeutungsvolle Gastspiele einiges wenige zu sagen. Die Berliner Tragödin Tilla Durieux spielte in Hebbels „Judith“ die Titelrolle mit tiefster Verinnerlichung und hinreißender Leidenschaft, bezauberte als Eliza in Shaws „Pygmalion“ durch einen entzückenden Lustspielton und köstlichen Humor und bewies als Hedda Gabler und Magda in Sudermanns „Seimat“, daß man auch auf künstlerischer Höhe die Mittelmäßigkeit der Schauspieler nicht verschmäht. Von ungewöhnlichem Erfolg begleitet war das Gastspiel der amerikanischen Sängerin May Peterson, die unter dem Jubel eines begeisterten Publikums die Violetta (La Traviata) und Mimi (La Bohème) sang.

Es sei noch erwähnt, daß gegen Ende des alten Jahres der Dramatische Verein Zürich einen zürcherischen Dialektswank „De Wittlig Benz“ von Josef Witz-Stäheli in flotter



Gustave Jeanneret, Neuenburg.

Blühende Kirschbäume.

Aufführung auf die Pfauenbühne brachte. Das Stückchen hat echt zürcherisches Kolorit und wirkt sehr belustigend.

Wirft man einen Blick auf das Repertoire des St. Galler Stadttheaters, so zeigt sich auch hier ein starkes Ueberwiegen der Operette. Bei der angespannten Tätigkeit, die sich aus dem wechselreichen Spielplan erraten läßt, fand die Bühne doch Zeit, sich mit neuen oder bedeutenden Aufgaben zu befassen. In der Oper kamen u. a. „Tannhäuser“, „Fidelio“, „Josef in Ägypten“ zur Aufführung, das Schauspiel gab Hebbels „Agnes Bernauer“ und „Herodes und Mariamme“, Ibsens „Wildente“, ferner von neueren Sachen Wedekinds „Musik“, Birinskis „Narrenanz“, Nathansens „Hinter Mauern“ und Beyerleins „Wunder des heiligen Terenz“, ein Lustspiel aus dem Mittelalter, das mit seiner derben und oft grotesken Handlung und Charakteristik an deutsche mittelalterliche Schwänke anknüpft. Vielleicht war diese Eigenschaft gerade das, was befremdete und Presse und Publikum dem Werk gegenüber kühl bleiben ließ. Aber es ist doch bemerkenswert, daß ein Stück auf die Bühne kam, das nicht zum Allerweltsfutter der Theater gehört. Daraus wie überhaupt aus der stattlichen Zahl der zur Aufführung gelangten Novitäten kann auch der Fernstehende schließen, daß im St. Galler Musentempel ein frischer und energischer Geist regiert.

Emil Sautter, Zürich.

Beiträge zur Schweizerdeutschen Grammatik.

Es wird unstrittig ein Ruhmestitel Schweizerischer Germanistik bleiben, zuerst von der rein theoretischen Wertschätzung der „Volksmundarten“ übergegangen zu sein zu deren wissenschaftlicher Untersuchung. Freilich, die Verhältnisse lagen — und liegen — wohl nur an wenigen Punkten des deutschen Sprachgebiets so günstig wie in der Schweiz; denn bis auf den heutigen Tag haben hier diese „Volksmundarten“ im Privatleben bei Hoch und Niedrig, Arm und Reich unbeschränkte Geltung. Unsere demokratischen Verhältnisse haben bewirkt, daß ihnen noch kein Schein jener Verachtung entgegengebracht wird, mit der Nord- und Mitteldeutsche so gern auf sie herabblicken. Seit Winteler mit der Bearbeitung eines Glarner Dialektes den Anstoß gegeben, haben die Mundartstudien nicht mehr geruht. Welche Liebe der Sache zugewendet wird, beweisen,

neben der stattlichen Reihe von Dissertationen, die zahlreichen Bände des Schweizerischen Idiotikons, dieser unerschöpflichen Quelle deutschschweizerischer Sprache und Sitte, die, stets rüstig vorwärtseilend, wie an Zahl der Seiten auch an Gehalt und Gründlichkeit stetig zunehmen.

Dem Leitenden Ausschuss unseres Wörterbuches verdanken wir eine Neubelebung unserer Dialektforschung: angeregt durch den Chefredaktor, den als Ordinarius für deutsche Sprachwissenschaft an der Zürcher Universität wirkenden Prof. Albert Bachmann, faßte die genannte Körperschaft vor mehreren Jahren den fruchtbaren Beschluß, zur Ergänzung der doch wesentlich wortgeschichtlichen Materialien des Idiotikons und als Vorarbeiten für eine Grammatik des gesamten Schweizerdeutschen systematische Neuaufnahmen anzubahnen, und sie



Gustave Jeanneret, Neuenburg.

betrachte Professor Dr. Bachmann mit der Ausarbeitung eines einheitlichen Planes.

Das Neue an dem Unternehmen ist, daß das Gebiet der ganzen deutschen Schweiz nehmend in eine größere Anzahl von Bezirken aufgeteilt worden ist, deren jeder einem sprachlich geschulten, wenn immer möglich einheimischen Bearbeiter zugewiesen werden soll. Mag ein solches Unterfangen den Fernstehenden vielleicht zu weit gegangen scheinen, so rechtfertigt es sich doch angesichts der ungeheuren sprachlichen Differenzierung, wie sie sich auf unserm verhältnismäßig so kleinen Gebiet infolge des innern Partikularismus („Kantönleigeist“) herausgebildet hat. Sie bewirkt, daß Vertreter der extremsten Punkte — sagen wir ein Appenzeller und ein deutscher Walliser — sich nicht oder nur mit größter Mühe verstehen können. Eine solche Vollständigkeit allein läßt die bisher gewonnenen Ergebnisse zu einem schönen geschlossenen Bilde zusammenwachsen. Als alleinige Methode der Aufnahmen kommt, wie das eigentlich heutzutage selbstverständlich sein sollte, das direkte Verfahren in Betracht, d. h. die Mundarten werden vom Beobachter an Ort und Stelle nach dem unmittelbaren Eindruck aufgezeichnet, während schriftliche Quellen irgendwelcher Art (Dialektstüde, Fragebogen) außer Betracht fallen. Baldige Arbeit tut not; denn auch unsere Mundarten büßen unter dem stets wachsenden Einfluß der schon stark abgeschliffenen und schriftsprachlich zerfetzten Stadtmundarten — Basel, Zürich und St. Gallen scheinen als wichtige Zentren und als Grenzstädte besonders in diesem Sinn zu wirken — manche alte Schönheiten ein und gehen unauffälliger Verflachung entgegen. So soll denn auch allenthalben die Darstellung der historischen Verhältnisse zurücktreten vor der Aufnahme des gegenwärtigen Lautstandes, d. h. es wird vorläufig nicht ein Querschnitt, sondern ein Längsschnitt durch unsere Mundarten versucht. Sind so dem Bearbeiter gewisse Normen auferlegt, um dem Unternehmen seinen einheitlichen Charakter zu sichern, so soll er doch nicht in allen Einzelheiten in Fesseln gelegt und dadurch zum bloßen Lautstatistiker herabgedrückt werden. Daß gegenüber den älteren Untersuchern, die ihr Hauptaugenmerk auf phonetische Erkenntnisse richteten, ein Umschwung zugunsten der „Realia“ im weitesten Sinne — „Wörter und Sachen“, Dialektgrenzen und ihre Ursachen, Besiedlungsgeschichte, Volkslore — eingetreten ist, beruht nicht bloß auf dem oben erwähnten Verhältnis zum Idiotikon, sondern vor allem auf einer all-

gemeinen Neigung der Sprachwissenschaft, die sich in neuerer Zeit mit wachsender Energie diesen Dingen zugewendet hat.

Von der ganzen Sammlung, den „Beiträgen zur Schweizerdeutschen Grammatik“, hg. von A. Bachmann, sind seit 1910 sechs Bände erschienen, wie das Idiotikon verlegt bei Huber & Co. in Frauenfeld. In würdigem Einklang mit dem sachlichen grauen Gewand steht der klare Druck und die sorgfältige Textgestaltung, die selbst in den lautschriftlichen Teilen über jeden Tadel erhaben ist. Gleiches Lob verdienen die beigegebenen Karten und Tafeln. Dies alles bei erstaunlich niedrigen Preisen. Von diesen sechs Heften kommen drei ostschweizerischen Mundarten zugute, für die alle St. Gallen das älteste Kulturzentrum ist. Zwei davon, das von Jakob Vetsch über die Appenzeller Mundarten (1910) und das von

Der Grat (1903).

Jakob Berger über die Mundarten des St. Galler Rheintals (1913), behandeln in erschöpfender Weise zwei größere, sprachlich aufs mannigfaltigste gegliederte Gebiete, während Fritz Enderlin in seiner „Mundart von Rehwil im Oberthurgau“ sich auf die „Momentaufnahme“ einer einzelnen Dorfmundart einschränkt, nicht ohne einen raschen Blick auf seine Umgebung zu werfen. Daran reiht sich aufs schönste eine schon dem Abschluß entgegengehende Untersuchung der Mundarten der alten Abtei St. Gallen (Stadt St. Gallen und „Fürstenland“ vom Bodensee bis nach Wil jenseits der Thur), womit wiederum der Anschluß gewonnen wird an die Toggenburger Mundarten, deren Aufnahme auch schon im vollen Gange ist. Der Kenner der altkantonsallgäuerischen Sprachschätze wird mit besonderem Interesse zu diesen Bänden greifen. Eine ganz eigenartige Mittelstellung zwischen den südlichen „Gebirgsmundarten“ und denen der Urschweiz nimmt die von Emil Abegg behandelte Mundart des Urferentals im Kanton Uri ein. Sie leitet uns über zu den höchst altertümlichen, staunenerregenden Sprachverhältnissen des deutschen Wallis, wie sie zum ersten Mal, allerdings beschränkt auf eine einzelne Dorfmundart, dargestellt wurden von Elisabeth Wipf („Die Mundart von Visperterminen, 1910“) und wie sie dann in kühnem Wurf in größern Zusammenhang gestellt wurden von Karl Bohnenberger („Die Mundart der deutschen Walliser im Heimattal und in den Außenorten, 1913“). An seiner Hand wandern wir mit den alten Wallisern hinüber in die östlichen schweizerischen Gebirgstäler, nach Altfranzösisch, dessen „Walser“ er aufs neue, gestützt auf reiches Sprachmaterial, mit Sicherheit als Walliser nachweist. Eine Spezialarbeit über die deutsche bündnerische Sprachinsel Obersaxen wird dieses Ergebnis, wie zu erwarten steht, bestätigen, zugleich Gelegenheit haben, den Spuren romanischen und rheinitalisch-ostschweizerischen Einflusses nachzugehen. Ähnliche Probleme werden sich dem Bearbeiter der Churer Gegend, also eines recht spät germanisierten Gebietes, aufdrängen. Eine schon stark geförderte Untersuchung über Jaun im Freiburger Oberland deckt Verhältnisse auf, die an Altertümlichkeit dem Wallis in manchem kaum nachstehen. Aber auch im Schweizer Mittelland regt es sich: in Glarus, im Zürcher Oberland, im Aargau und im „Vuzernerbiet“, überall sind junge Kräfte an der Arbeit. Schon treffen da und dort Alte und Junge zusammen und schließen die Maschen des Netzes. Karl Stucki, Zürich.